

Vortrag 21.3.13

Jahresempfang Diakonie Neuendettelsau im Nürnberger Rathaus

Guten Abend , meine Damen und Herren

Lieber Herr Prof. Schönauer,

Sie hatten sich von mir gewünscht, dass ich Ihnen beschreibe – wie sich Respekt umsetzen läßt – wie Respekt in Politik, Kultur und Wirtschaft aussehen könnte

Obwohl ich Ihnen diesen Wunsch wirklich gern erfüllen würde – zu allererst aus rein egoistischen Motiven heraus – weil ich mich aus tiefster Seele nach Menschlichkeit sehne – so muß ich Sie doch enttäuschen.

Ich kann das nicht tun. Ich habe keine Rezepte.

Leider.

Natürlich wissen wir alle, dass es kein seligmachendes Rezept gibt – weder für einen Kuchen, noch für die Liebe, noch für einen bestimmten Glauben und schon gar nicht für ein herrschaftsfreies Miteinander in Respekt voreinander.

Dennoch träume ich immer wieder von diesen idealen Zuständen – und lasse mich nicht davon abbringen.

Als Künstlerin fühle ich mich verpflichtet, genau zu beobachten und zu dokumentieren – und so genau als möglich zu archivieren und zu analysieren und schließlich zu kommentieren. Und das tue ich mit allen meinen Möglichkeiten auf der Bühne und in Büchern.

Ich wünschte, die Verschiedenheit zwischen Theorie und Praxis wäre leichter zu überwinden, dann wäre die Welt heute kein Kasino von Spekulanten - sondern ein Ort, in dem keiner mehr hungert.

Um etwas verändern zu können, müssen wir zu allererst verstehen, was wir verändern müssen. Nicht nur wir zwei hundert hier in diesem Saal, sondern auch Tausende draußen.

Erst wenn jeder Einzelne seine Stimme erhebt und auf sein selbstbestimmtes Leben in Freiheit und Achtung – in Verantwortung und Solidarität besteht – erst dann kann eine nachhaltige Veränderung möglich werden. Noch sind wir aber nicht soweit. Und die Bedingungen werden täglich unverständlicher

Auch dieses Jahr hat mit dem selben Irrsinn begonnen – mit dem das alte geendet hat: mit einer explodierenden Armut und einer sich global verfestigenden Geldelite.

Und leider ist dieser Zustand mehr als nur eine *Krise*. Wir sind längst darüber hinaus – haben schon lange die bloße ‚Zuspitzung einer gefährlichen Entwicklung‘ überschritten – so die Definition des Wortes Krise.

Wir sind bereits in einem, sich im Vollzug befindenden Umbruch. Eines Umbruchs, der die Dreiheit unserer Zivilisation zersetzt: die Synchronität von Politik, Kultur und Ökonomie.

Manchmal habe ich das Gefühl, als lebten wir in einem weltumspannenden Hologramm – in dem die Bilder nicht mehr zum Ton passen und der Sprecher nicht zum Schauspieler. Wir können nicht mal mehr überprüfen, *wer* die Filme macht und *wer* sie von *wo* aus sendet.

Ehemals verlässliche Ansprüche auf ‚soziale Gerechtigkeit‘ blättern nun wie verblaßte Reklameschilder von ‚alternativlosen‘ Reformen ab. Rating Agenturen entscheiden über die Stabilität von Nationen. Die Kanzlerin zitiert freudigst Sätze aus der Nachkriegszeit als ‚Verheißung der sozialen Marktwirtschaft‘: ruft . Wohlstand für alle! in die Mikrophone, während ihre Koalitionspartner den Armutbericht fälschen!

Nichts paßt mehr wirklich zusammen. Alles wirkt wie Stückwerk, wie surreale Reste von etwas, das wir einmal kannten. Als lebten wir in einer luziden Ortlosigkeit.

Ich weiß nicht, wie der Abschluß dieses Prozesses aussehen wird und was danach kommt, aber sämtliche Vorzeichen senden bedrohliche Signale aus – sowohl für den inneren als auch für den äußeren Frieden.

Der aktuelle Armutsbericht hat es wieder bestätigt, wie sehr sich die soziale Spaltung bereits verfestigt hat. Von den steigenden Umsätzen d letzten 10 Jahre profitierten lediglich 10% unserer Bevölkerung mit einer Einkommenssteigerung von 50% - während die Armutsgefährdung auf 16% angestiegen ist, das sind über 13 Millionen Menschen, denn durch die Agenda 2010 ist für den Rest der Republik nicht einmal 5% Lohnerhöhung möglich gewesen.

7 Millionen Menschen versuchen täglich im Niedriglohnsektor mit drei, vier Minijobs zu überleben. Da es leider immer noch nicht reicht, müssen sie sich anstellen bei Hartz4 und an den Tafeln. Das ist demütigend. So wird jedem 5. in unserem Land nicht nur Teilhabe verwehrt, ihm wird eine selbstbestimmte Gestaltungsmöglichkeit des Lebens entzogen. Aber eine Identität wächst aus Halt und Haltung, aus Anerkennung und Achtung.

Was ist dir das Menschlichste? Fragt Friedrich Nietzsche – und gibt selbst die Antwort:  
Jemandem Scham ersparen.

Ich möchte Ihnen aus dem Anfang meines Buches vorlesen:  
Ab Seite 19

Die Hausfrau von nebenan will es, und die Ghattokids in den Banlieues und in Kreuzberg wollen es. Die Armen in den Ramschläden wollen es und die Hungrigen vor den Tafeln auch. Der Erwerbslose inmitten seiner erwerbstätigen Nachbarn will es und auch der Zugewanderte bei der Wohnungssuche. Sie alle wollen zu allererst das eine: Respekt.

In den New Yorker Armenvierteln sprayte es die schwarze Jugend an Häuserwände, reimte es zu einer neuen Musik, ließ es sich in allen Farben, Formen und Größen in die Haut stechen:  
Respect.

Die größte Soulstimme Aretha Franklin besang es zu einem Nummer-Eins-Hit, und weltweit echote es aus den Lautsprechern:  
I got to have a little respect – find out what it means to me!

Auch heute klingt der häufigste Satz in der sogenannten Kanaksprache ähnlich:  
Isch will Respekt, man!

Es meint aber keineswegs den Autoritätsanspruch einer Gangsprache: „Ich bin stärker als du.“ Es meint den Wunsch nach Gleichrangigkeit. Nach einem Gegenüber in Augenhöhe, nicht um zu messen, sondern um zu *verbinden*. Es meint nicht die Reduktion des Anderen, sondern die gemeinsame Bereicherung: „Achte mich, damit ich mich selbst achten kann.“

Dieser Respekt will das Interesse am *Sosein* selbst, am Istzustand des Wünschenden, mit all seiner Geschichte, mit all den Schwächen und Stärken.

„I got to have a little respect. Find out what it means to me“, meint einen Respekt *ohne* Herrschaftsanspruch.

Und der Moslem will es vom Christen.  
Genauso wie der alte Mensch vom jungen.  
Oder der schwarze vom weißen.  
Behinderte wollen es von Nichtbehinderten.  
Der Ohnmächtige vom Mächtigen.  
Selbst der Kriminelle will es vom Gesetzestreuen.

Sie alle wollen RESPEKT.

Aber warum?

Was ist dieser „Respekt“, wonach ausgegrenzte Menschen verlangen wie Verletzte nach einem Arzt?

Was schmerzt sie so sehr, dass der *Mangel* an Respekt ihren Blick schamvoll krümmt und sie mal aggressiv, mal apathisch werden lässt?

Was erhoffen sich all diese Menschen an den sozialen und kulturellen Rändern?

Und warum hört man diese *verbindende* Forderung nicht von Wohlhabenden und Besitzenden?

Brauchen sie denn keinen Respekt?

Was also ist dieser „Respekt“?

Wo tut man ihn sich hin? Und was macht er mit dem Respektierten?

Welche Geschichten – welche Tränen wischt *das Gefühl repektiert zu sein* ab?

Gibt es da vielleicht einen universellen „Respektcode“ für Ausgegrenzte? Ein Zauberwort gegen Demütigung?

Warum denn sonst verlangen sie ausgerechnet nach „Respekt“, der kaum zu finden ist, und begnügen sich nicht mit der kreuz und quer feilgebotenen „Toleranz“ oder mit der regelmäßig reanimierten „Solidarität“ oder mit der bei jedem Wahlkampf wiedergeborenen „Gerechtigkeit“?

Alle drei Haltungen beschreiben ein durchaus seriöses und ordentliches Miteinander und vermitteln ein großes Paket an Fürsorge, Schutz und Zugehörigkeit, die jedes Individuum für ein stabiles Ich-Bewusstsein braucht.

Und dennoch hören wir, wenn der Finger auf die eigene Brust zeigt und der Blick sich zum Gegenüber aufrichtet: Ich will *respektiert* werden.

Und das ist keine semantische Verwechslung.

Auch ich habe es immer wieder gesagt, immer wieder, wenn ich auf meine türkische Herkunft reduziert wurde.

„So, so – in der Türkei geboren also?“, hieß es oft mit einer gönnerhaften Freundlichkeit.

Manchmal mitleidig und fremdelnd, als sei ich entstellt, was mich beschämte. Und manchmal staunend und freundlich, was aber auch nicht wirklich aufbaute, denn die mitschwingende Kulanz ähnelte einem Almosen. Sie verbarg eine Distanz. Einen Sicherheitsabstand zu mir – der *Ausländerin*.

Und ich verstand den Grund nicht.

Ich wusste damals noch nicht, dass die Distanz das Urwesen der bürgerlichen Tugenden ist. Dass die vielbeschworene „Toleranz“, was übersetzt *Duldung* bedeutet, sogar auf den Abstand zu Allem besteht. Dass es ein *Annehmen*, ein *Wir* nicht will.

Dass „Toleranz“ das Manifest einer durch und durch individualisierten Kultur umschreibt, dessen Idealbild der *getrennte Mensch* ist.

„Sie ist ein Zeichen für Selbstvertrauen und für das Bewusstsein der Gesicherheit der eigenen Position“, heißt es im philosophischen Wörterbuch. So lässt die Politik der Toleranz die weniger Starken und den anders Denkenden zwar geduldig *gewähren*. Gibt ihnen Freiheiten, die die Mehrzahl der Menschen auch weitgehend selbst gestalten dürfen.

Jedoch sichert diese Sicht von Freiheit nur denen besondere Vorteile, die der „Gesicherheit“ ihrer Macht gewiss sein können. All jenen, die von sich sagen: Hier bestimme ich die Richtlinien, und der Rest ist Personal, das ich zwar brauche, das aber mein Haus nur durch den Hintereingang betreten darf. Das mir mein Essen kochen und meinen Tisch decken darf, das aber selbst zusehen muss, wie es in der Küche satt wird. Und solange diese „Hilfskräfte“ ihre Reservate nicht verlassen, behalten sie auch ihre Freiheiten, ihre

Religionsfreiheit, ihre Demonstrationsfreiheit und ihre Pressefreiheit. Aber was diese Freiheiten wert sind, welche Kraft sie entwickeln oder welche Bedeutung sie haben dürfen, steht unter der Kontrolle der „sicher Positionierten“. Denn ihr Weltbild bestimmt die Deutungshoheit in ihrem Haus.

„Toleranz“ ist ihre ethische Ratingagentur, die das kulturelle Ranking bestimmt, in das sich die *Anderen zu integrieren haben* oder für immer ausgegrenzt bleiben, weil Gleichrangigkeit nicht gewollt ist.

.....

„Toleranz“ sollte nie mehr sein, als der gepflegte Vorgarten mit Jägerzaun, Blumenrabatten und Gartenzwerge. Ansehen – ja. Mitgestalten – nein. Ein Sperrgebiet mit Warn- und Verbotsschildern: Betreten, Berühren und Ball spielen verboten. Vorsicht, bissiger Hund!  
(ende Buch)

\*\*\*\*

Ich weiß nicht wo der Kipppunkt dieses Auseinanderdriftens von Privilegien sein wird. Und wie der drohende Einsturz aussehen wird, ob revolutionär von unten oder totalitär von oben. Oder gleichgültig wie in den Staaten, nach der Immobilienkrise 2007, wodurch Hunderttausende innerhalb von Stunden obdachlos wurden und es auch heute noch sind.

In allen Fällen wird der Umbruch zerstörerisch sein. Und wie immer in der Geschichte, wird wieder die selbe Handvoll der Fianzelite daran verdienen – und wieder wird die Mehrheit der Menschen zwischen den Trümmern leiden.

Ich bin keine Anhängerin von Verschwörungstheorien und auch keine Kulturpessimistin – und ich will auch kein fiktionales Horrorszenario aufblähen – aber ich beobachte wie Menschen reagieren, wenn sie gedemütigt werden und wenn sie keine Antwort finden, um sich zu wehren, wie sie sich zurückziehen oder aggressiv werden – wenn sie sich hilflos fühlen und orientierungslos.

Ich selbst habe es 1986 gezwungenermaßen durchleben müssen, wie sich Demütigung anfühlt, in einer Extremform der szenischen Arbeit. Einer Improvisationstechnik – die nicht nur äußerst fragwürdig ist – sondern ihrem Wesen nach schlicht entwürdigend. Und obwohl die

Bühne ein schützender Raum für Spiel und Spieler ist – ist mein damaliges ‚Spiel‘ bis heute ein unvergeßliches Schockerlebnis.

Dazu noch einmal aus meinem Buch:  
ab Seite 125

Den vielleicht verstörendsten Moment meines Lebens habe ich während einer Theaterproduktion aushalten müssen. Er glich einer Kernschmelze all meiner Systeme, als wäre ich eine andere gewesen. Ausgelöst wurde dieser GAU durch eine Improvisation namens „Master and Servant“. Wie in der „Zug um Zug“-Improvisation, stellen sich auch hier zwei Akteure um einen vereinbarten Ort und sehen sich an. Doch anders als bei der „Zug um Zug“-Variante, gibt es für diese Begegnung *eine Vorgabe* vom Regisseur: Einer der beiden Spieler *muss* der *Master* sein, der andere ein *Servant*. Mein Kollege und ich wehrten uns tagelang gegen dieses sinnfreie Machtspiel, beugten uns aber schließlich dem Druck des Regisseurs. Für mich blieb es bei diesem einen Versuch.

Es geschah während der Proben zu „Die Palästinenserin“ von Joshua Sobol. Ein hochkomplexes Stück um persönliche und politische Vorurteile und Verknotungen.

Formal wird in dem Theaterstück ein Film mit dem Titel „Magda“ gedreht. Es zeigt das Leben der Palästinenserin Samira in Israel und die äußerst konfliktreiche Vorgeschichte ihrer Liebe zu dem Juden David. Während der Film Szene für Szene abgedreht wird, platzen Narben der gemeinsamen Geschichte auf. Sickert Misstrauen und Distanz in die Arbeit.

Sobol benutzt hier wie in „Ghetto“, das ich kurz zuvor gespielt hatte, die Shakespearesche Technik von dramatischen Parallelwelten und verschiedenen Wirklichkeiten. Sie sollen die Zusammenhänge von Ausgrenzung und Demütigung sichtbar machen und deren Sinnlosigkeit.

Das geschieht durch die Perspektivwechsel der Protagonisten im Stück, wenn zum Beispiel die doppelt so alte Israelin Dahlia die Palästinenserin Samira spielt. Oder der eher linke Uri, Sohn einer alleinerziehenden Mutter, sich an dem Zionisten David anarbeitet, der unter dem dominanten Vater leidet. Oder wenn der unpolitische Araber Fahad sich der Figur des nationalistischen Adnan zu nähern versucht.

Als wäre diese dramatische Konstruktion nicht schon verwirrend genug, bestand auch unsere eigene Wirklichkeit, die meines Kollegen, des Regisseurs und mir, aus einer hochkomplexen Vielschichtigkeit. Mein Kollege, ein getaufter Deutscher mit einer langjährigen Gewalterfahrung in der Kindheit. Ich, die gebürtige Türkin und Moslem, die gerade Mutter geworden war und an ihrem Beruf zweifelte, und der Regisseur, ein irakischer Jude aus England, der unter allen Umständen dem damaligen Intendanten Peter Zadek imponieren wollte.

Da standen wir nun, in der neonbeleuchteten Halle der Kampagnenfabrik, und sollten eine Wahrheit finden, die der Regisseur in den Figuren suchte.

Ich war mit der Palästinenserin besetzt, und mein Kollege spielte den Juden Uri/David. Ich verstehe bis heute nicht, was der Regisseur durch diese „Master and Servant“-Improvisation wirklich bezwecken wollte, denn sie führte zu nichts weiter als in die pure Entblößung zweier Menschen.

Doch der Regisseur war überzeugt, dass wir nur durch diese Improvisation die Tiefe und die Wahrheit einer so komplizierten Beziehung erkennen würden. Ich bezweifelte, dass es in diesem Stück nur *eine* Wahrheit gäbe. Ich sagte, dass es mir unmöglich erscheint, überhaupt eine Wahrheit zu finden, mit derlei Vorgaben. Aber der



Regisseur beendete in gebrochenem Deutsch die Diskussion, und ich willigte widerwillig ein.

Ich sollte die „Herrin“ sein und mein Kollege „mein Sklave“. Ich hatte keine Ahnung und keine Idee, wie ich mich „herrisch“ fühlen könnte, und suchte Hilfsmittel, um mich größer zu positionieren. Ich stellte mich auf einen Stuhl, redete laut, gab Anweisungen. Mein Kollege, der ähnlich hilflos war mit seiner Vorgabe, ging von der anfänglich gebeugten Haltung mit gesenktem Blick über auf das Herumkriechen auf allen Vieren. Währenddessen hatten wir unsere Texte zu sprechen. Wir versuchten in allen uns bekannten Variationen „Herrin und Sklave“ zu sein, bis unser kleines Repertoire bald aufgebraucht war. Immer wieder brach ich ab, sagte, dass ich das nicht kann, dass mir übel wird. Der Regisseur brüllte: „Weiter! Weiter! Please, tu es for me!“

Ich kann mich nicht erinnern, je den Wunsch nach Dominanz verspürt zu haben oder nach Herrschaft. Im Gegenteil, mich ekelt alles Tyrannische oder Despotische an. Hybris und Gier sind für mich die Quellen allen Übels. Ich reagiere körperlich, wenn mir derartige Charaktere begegnen. Mir wird übel. Und nun musste ich es selber sein, und ich ekelte mich vor mir selbst. Vielleicht hätte ich es ein Jahr zuvor noch etwas besser ausgehalten, aber zu diesem Zeitpunkt war ich gerade seit vier Monaten Mutter und hatte größte Probleme, auch nur an Schikane zu denken. Ich fand keine Bilder zu diesem Thema und keine Worte. Und so kam es, dass ich, als mir keine Worte mehr einfielen, die nachgesprochen habe, die mir der Regisseur vorsagte. Und als ich auch nicht mehr wusste, was ich tun sollte, das tat, was der Regisseur mir hereinbrüllte. Immer wieder mit dem Zusatz: „Weiter! Weiter! Please. Tu es for me!“

Aber ich konnte mich nur mit einem „Gegengift“ überwinden, gegen mein Innerstes anzugehen. Bei jedem „Weiter please!“ kratzte ich mir die Unterarme blutig, um noch irgendetwas in dieser Sinnleere zu spüren.

Ich habe es mir lange Zeit nicht verzeihen können, dass **mir das passieren konnte, dass** ich einem Anderen zuliebe so weit gegangen war und so viel Dreck und Schmerz produziert habe.

Mein Kollege kroch von einer Ecke in die andere, wich den Stühlen aus, die ich ihm hinterherwarf, duckte sich vor der Spucke, hielt jede Beschimpfung irgendwie aus. Bis zu jenem Punkt, als der Regisseur brüllte: „Du musst ihn treten! Please! Du musst ihn jetzt treten!“

Ich brüllte zurück: „Nein, das mache ich nicht! Ich will das nicht!“

Er stampfte mit den Füßen auf das Holzpodest: „Please! Please! Nur noch das: Treten. Please!“

Und ich trat.

Ich habe es wirklich getan. Ich habe in den Rücken meines Kollegen getreten, der schon eine gefühlte Ewigkeit auf dem Boden herumgekrochen war. Bereitwillig, ohne sich zu beschweren, hatte er jede Demütigung irgendwie weggesteckt. **Bis auf das letzte, bis auf die körperliche Gewalt.**

**Denn danach** passierte das Unfassbare. Etwas völlig Unberechenbares. Völlig übergangslos war ich an die Wand gedrückt und hatte die Hände meines Kollegen um meinen Hals. Der sonst sehr harmonieliebende Mann hatte jegliche Kontrolle verloren und drückte sich mit seiner ganzen Kraft an mich und schrie, ich weiß nicht mehr was, und ich bekam keine Luft mehr.

Ich war so schockiert über seine Reaktion und dass er so fest zudrückte, dass ich mich an diesen Moment bis heute nicht wirklich erinnern kann.

Ich weiß nur noch, dass der Regisseur auf die Spielfläche raste und uns auseinanderzerren musste. Zunächst war auch er sprachlos, fing sich aber bald zufrieden und streichelte uns abwechselnd über die Köpfe, wie Kindern nach einem Schuldgeständnis. Dabei wiederholte in einer nun heiseren Tonlage: „Well done, kids, really well done!“

Mein Kollege und ich aber haben uns die ganze Produktion über nicht mehr erholt von diesem Abend. Wir haben uns unbeschreiblich geschämt voreinander und vor uns selbst. Außerdem hatte es nicht die vom Regisseur erhoffte Wirkung, „mehrschichtiger miteinander zu spielen“. Im Gegenteil. Da wir uns so tief verletzt hatten, konnten wir im Spiel gar nicht mehr an das Äußerste gehen. Diese Energie war verbrannt. Die Entblößung hatte uns geschwächt und das Kreative mit der Asche der Scham erstickt. Jahre später haben wir versucht, darüber zu reden, aber wir konnten uns immer noch nicht in die Augen sehen. Wir waren nur heilfroh, dass die Produktion bald abgesetzt wurde, weil sie nicht gelungen war.

.....

Erniedrigen bedeutet Auslöschen von Menschlichkeit. Ganz gleich, wo und wie es passiert. Ob auf der Bühne „nur gespielt“, oder ob es in einem Altenheim in Köln geschieht, wenn alte Menschen aussortiert und ruhiggestellt werden. Oder in irgendeinem Arbeitsamt, wenn ein ‚Neueuropäer‘ dem Türken in zweiter Generation vorgezogen wird. Ob es einem afrikanischen Bauarbeiter in Libyen widerfährt, der wie ein Tier hausen muss, oder einem indischen Handwerker in Dubai, der von Firmen kaserniert wird. Diese Liste ließe sich weltumspannend und endlos weiterführen. Über die Einzäunung der Palästinenser in den sogenannten besetzten Gebieten bis zum würdelosen Umgang mit

Roma und Sinti in Frankreich, von Folter an kritischen Künstlern und Schriftstellern in Asien bis zur Verseuchung des Niger-Delta und der Zerstörung von Lebensräumen der Ärmsten durch rücksichtlose Ölkonzerne.

Demütigung hat die verschiedensten Gesichter und ist nicht immer leicht zu erkennen. Und sie geschieht täglich, zu jeder Zeit in allen Schichten und Kulturen. Sie geschieht vor unserer Haustür, wenn Frauen immer noch nicht den gleichen Lohn für gleiche Arbeit bekommen oder wenn nicht allen Kindern Chancengleichheit in der Bildung zugesichert wird.

Demütigung hat die verschiedensten Facetten, aber sie hat immer nur eine Ursache: Macht. Den unbedingten Willen Einzelner, Anderen das eigene Gesetz aufzuzwingen. Ein zutiefst *selbstisches* Interesse, das vor keinem Missbrauch zurückschreckt. Es ist ein Synonym für das Herrschaftsdenken in allen zwischenmenschlichen Beziehungen, dessen Prägung nicht immer gleich erkennbar ist und nicht gleich bedrohlich wirkt. Im Verhältnis Eltern/Kinder, zum Beispiel, ist sie subtiler als im Verhältnis Lehrer/Schüler. In der Gemeinschaft von Arzt und Patient ist sie weniger offensichtlich als in der Abhängigkeit des Angestellten vom Arbeitgeber. Unmissverständlich und überdeutlich dagegen wird sie in der Herrschaft des Kolonialherrn über „seine“ Sklaven.

Wie aber kommt ein „selbstisches Interesse“ zustande? Was sind die Bedingungen, die Macht und Herrschaftsdenken begünstigen oder produzieren? Vielleicht liegt die Antwort in unseren Genen, vielleicht in unserer Sozialisation. Ich kenne keine endgültige Erklärung. Aber ich habe durch die beschriebene Improvisation erfahren, dass man dieses

Selbstische sogar gegen den eigenen Willen entwickeln kann, wenn es nur *genug Druck* von außen gibt, und die innere Not groß genug ist. Dann kann es jeden korrumpieren und manipulieren.

Mir ist sehr wohl bewusst, dass es seit Menschengedenken die Dualität von Gut und Böse gibt. Als Instrumente von Erziehung, Dressur und Kontrolle. Aber auch als moralisches Geländer gegen Verrohung. Und ich dachte immer, daran wird sich sicher nicht viel ändern.

Aber die Rücksichtslosigkeit der Moderne hat diesen sittlichen Konsens ausgelöscht. Die Technik der Moderne hat keine „sittliche Neutralität“ mehr, sagt Jonas, weil ihre potenziellen Folgen unabsehbar geworden sind. *Die Moderne kennt das Gut-undBöse-Prinzip nicht nur nicht mehr, es ist ihr vollkommen gleichgültig.* Es gibt kaum eine Großtechnologie ohne bleibende Zerstörungen. *Aber es wird dennoch mit ihr weitergemacht.*

.....

Die Moderne bewegt sich jenseits der *tradierten* Instanzen von Richtig und Falsch, von Gut und Böse. So dass die Kluft nicht mehr überbrückbar ist zwischen vorhersagbarem Wissen und der real existierenden Gefahr, durch keine Ethik oder Moral.

Vielleicht kümmert die „Sieger von Davos“ deshalb so wenig, was in der Zukunft passiert, weil sie sich mit der Flexibilität bewußt gegen die Kontinuität entschieden haben. Deshalb brauchen sie keine. Mehr noch, jeder ethische Diskurs würde ihr programmatisches tempo der Vernetzung abbremsen.

Der hochkreative Computererfinder braucht weder ein Festhalten im Fell der Menschheit, noch braucht er dessen Kontinuität. Er will weiter. Die Geister, die er rief, wollen Bindungslosigkeit, brauchen das Chaos. Empathie hält nur auf. Vielleicht kann er aber auch gar nicht mehr

anders. Vielleicht muss er genau so denken, weil es sein Produkt erfordert.

Und vielleicht sind es grade diese Brüche und Charaktere, die unsere Gattung erhalten und weiterentwickelt haben. Denn die Menschheit ist ja in den letzten Jahrhunderten nicht weniger geworden oder roher, sondern ist gewachsen, weiß mehr, kann mehr. Der Planet ist heller und zugänglicher.

Trotzdem scheint es mir, als seien wir nur einen Steinwurf entfernt von einem Salto rückwärts in einen Neokolonialismus. Denn der digitale Geist ist ja nicht ohne missionarischen Eifer. „Heil dem, was neuen Gewinn verspricht“, heißt auch gleichzeitig: „Weg mit dem, was es behindert.“

Die letzte Finanzkrise hat bewiesen, wie unvereinbar Gewinnsucht und Menschenrechte sind.

In diesen Denkstrukturen ist das Menschliche bereits so weit verdrängt, dass Zugeständnisse [in Arbeitsverträgen](#) wie Krankenzzeit oder Urlaubstage nicht mal mehr zur Dekoration taugen, soweit es überhaupt noch [Verträge](#) gibt

\*\*\*\*\*

Unter diesen Umständen wundern sich immer mehr darüber, warum der gesellschaftliche Umbruch so lautlos geschieht und ohne größeren Widerstand. Das hat mehrere Gründe.

Der wesentliche Grund liegt darin, dass der ökonomische Umbruch bereits abgeschlossen ist und der abrufbare Mensch längst als Betriebssystem in der New Economy installiert wurde. Auch wenn es die wenigsten verstehen – so spürt doch jeder die Unumkehrbarkeit dieser Entwicklung.

Genauso schmerzlos und still wie in der Arbeitswelt, operiert die Virtualisierung auch in den privaten Sphären. Ohne Gewalt oder Drogen hat die Digitalisierung selbst intimste Beziehungen verändert. Sie sediert mit einem noch nie gesehenen Angebot an *Ablenkungen*, in dem sie den

Menschen in seinem Spieltrieb, seiner Neugier und seiner Bequemlichkeit packt.

‚World Wide Web‘ ist das Zauberwort, das uns alle mehr und mehr einschläfert. In unserer anonymen ‚Connected World‘ verschmelzen die öffentlichen und privaten Bereiche bis zur Unkenntlichkeit ineinander, genauso wie die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit, Verbraucher und Wirtschaft nahezu unsichtbar geworden sind. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann auch die Politik zu einem App verstümmelt sein wird.

Die Flexibilisierung hat unseren Alltag auf allen Ebenen von Grund auf umgestellt - inhaltlich, formal und strukturell. Sie hat den Menschen aus seinem Biorhythmus abgekoppelt und kulturelle Prozesse aus der Raumzeitkontinuität.

Ich weiß – dass sich das alles sehr düster anhört, aber so ist der Istzustand, wie ich ihn sehe und verstehe.

Die Textur einer verbindenden Kultur löst sich auf, das ist Fakt und dennoch halte ich nichts davon, die alten Wertekataloge wieder herauszukramen.

Für mich waren und sind sie ihrem Wesen nach Dressur- und Züchtigungsinstrumente von Herrschenden gewesen. Ich wehre mich Beziehungen in Tugenden zu unterteilen oder sie durch Untugenden – sprich ‚Sünden‘ einzuschränken.

Mein Ideal ist der aufgeklärte, selbstbestimmte Mensch, der aus Überzeugung der Humanität dient und am Gemeinwohl aktiv mitwirkt.

Da reicht es, wenn wir uns die eine Regel, die seit menschengedenken gültig ist, in Erinnerung rufen.

Für mich ist sie die Grundlage aller Ethik und die oberste Instanz der Humanität: Es ist die ‚Goldene Regel‘ - die mich meine Mutter mit folgenden Worten aus dem Koran gelehrt hat:

Tue niemandem etwas an – das du nicht willst – das man es dir antue.

Mein Vater zitierte mir eine andere Formulierung des Philosophen Immanuel Kant – die jeder auch als ‚den kategorischer Imperativ‘ kennt:

Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.

Auf der Straße und in der Schule hörte ich den selben Inhalt als Sprichworte der Umgangssprache:

Was du nicht willst, dass man dir tu‘, das füg‘ auch keinem anderen zu.

Und:

Behandle andere so – wie du von ihnen behalt werden willst.

Nichts anderes meint RESPEKT:

Respekt versteht den anderen als Ergänzung zu sich selbst und sich selbst als Ergänzung zum Anderen und ist der sicherste Schutz gegen Demütigung und Ausbeutung.

Deshalb ist Respekt ein Versprechen für den Frieden, ein anthropologisches Prinzip, das Ave Maria der Verantwortung und die Inschrift der Humanität.

*Respicere* - ein kleines, lateinisches Wort mit einer ungeheuren philosophischen Wucht:

re|spic|ere ~io ~exi ~ectum <lat.> zurückschauen, sich umsehen, sorgen für, sich auf jmd. beziehen, hinter sich erblicken, hinter sich bemerken, sich nach etwas umsehen, überdenken, berücksichtigen, beachte dich selbst, überdenke dich selbst.

Letztlich ist es aber egal, mit welchen dieser Worte sich der Einzelne konditioniert – solange er einem Gegenüber in die Augen sieht. In der wirklichen Wirklichkeit. Körperlich und analog.

Aus der Verhaltensforschung wissen wir nämlich, dass das emotionale Gedächtnis und somit die Kontinuität von Gefühlen und Verhalten über das Weiß im Auge des Gegenübers erspürt, erfahren und erlernt wird. Über das *lebendige* Gegenüber, in Echtzeit und an realen Orten.

Ohne diesen Gedanken noch weiter auszudifferenzieren – wie wichtig das Du für ein Ich ist, und dass erst das stabile Ich ein Wir möglich macht – möchte ich den Gedanken auf ein Kürzel bringen:  
Ich fühle mit, also werde ich.

Der Mensch ist ein soziales Wesen. Das erste, was ein Säugling nach dem Schrei macht, ist eine Faust. Aber nicht um zu kämpfen, sondern weil er einen Halt sucht. Das ist noch ein Relikt aus der Zeit, als wir Affen waren. Es ist der Griff ins Fell der Mutter, um nicht fallen gelassen zu werden. Und ist erste Reflex, noch vor dem Hunger.

Das heißt, wir kommen auf die Welt mit einer tiefsitzenden Angst, beziehungslos zu werden und suchen unser ganzes Leben lang einen Halt. Einen Halt im im Fell eines Anderen, einen Halt im Fell einer Welt, die uns nicht allein läßt.



Ich habe zwar keine Rezepte, wie Respekt umzusetzen wäre – aber ich hoffe – dass ich ihnen die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels verdeutlichen konnte.

Ich bin überzeugt, dass ein empathisches und verantwortliches Bewußtsein *nicht* in den ‚Connected Webs‘ entsteht - sondern in den ‚Connected Eyes‘ um uns herum.

Öffnen wir uns also unserem Gegenüber, zeigen wir Bereitschaft und Interesse an ihm, wo immer es möglich ist – und wann immer wir es vermögen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Renan Demirkan am 21.3.2012